# Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 27. 9. 1936 | Nr. 38


## Sankt Michael und die Deutschen.

Zum 29. September.

Von **Professor Dr. Karl Roth-München.**

Des Michaelstages sollten wir gerade in unseren Tagen ganz besonders gedenken. Denn der deutsche Michel, als dessen Stammvater ja der schwertgewaltige Erzengel gilt, ist endlich erwacht, kräftig erwacht aus unheilvollem Schlaf, von starker Hand aufgerüttelt.

Uralt ist die Gestalt dieses Michael und seine Verehrung auch auf altvorderasiatischem Boden, als gewaltige Lichtgottheit dort zu Hause, verwandt mit dem Bergeshöhen und Höhlen bevorzugenden Gott Mihr oder Mithras. Von dort waren sein Dienst und seine Verehrung auch nach dem Westen vorgedrungen, wo er namentlich auf dem apulischen Monte Gargano in einer Höhle eine uralte Kultstätte hatte, die in christlicher Zeit in eine heute noch viel besuchte Kirche umgewandelt wurde. So tief wurzelte Michaels Verehrung im Denken des Volkes, daß die christliche Kirche auch ihn übernehmen mußte. Vom südlichen, griechischen Italien aus breitete sich dann sein Kult nordwärts zu den Longobarden und weiter auf germanisches Gebiet.

Wer auf italienischem Boden Stätten besucht, die in der Zeit der für deutsches Volksgut so unseligen mittelalterlichen Kaiserpolitik eine Rolle spielten, wird auf der Strecke Rom—Viterbo auch das durch seine Synode (1046) berühmte Sutri besuchen. Zahlreiche Grabkammern etruskischer Herkunft sind hier in den Tuffstein geschlagen. Eine von größeren Ausmaßen wurde in der Zeit, als die Langobarden hier herrschten, in eine Kirche umgewandelt. In ihrer Vorhalle fällt der Blick sofort auf das Bild des Erzengels Michael, der machtvoll auf den Eintretenden herabsieht. Ihrem vornehmsten Schutzheiligen haben die Langobarden diese Kirche geweiht.

Das Kriegerische in Michaels Charakter und seine Rolle als „Geleiter der Seelen“ brachte gerade ihn dem Verständnis des Germanentums am nächsten. Nachfolger des durch das Christentum entthronten Wotan, wurde er bei dem deutschen Volke geradezu zum Nationalheiligen. Wotan, den Kriegsherrn, den Herrn der Einherjer, der die gefallenen Helden in Walhall aufnahm, ersetzte jetzt der mächtigste und erste Erzengel, der furchtbare Bekämpfer der Finsternis, der Geleiter der Seelen ins Paradies. Schon aus der Njalssage ersehen wir, wie viel dem germanischen Helden daran lag, daß gerade der Heilige Michael sein „fylgin engil“ wurde. In den nordischen Hymnen des 8. Jahrhunderts erscheint er als der „in wunderbarem Glanze strahlende Fürst“, ausgestattet mit „kriegerischer Tüchtigkeit“. Alkuin dichtete für Karl den Großen Michael zu Ehren einen Hymnus, und „Trost aller Seelen“ nennt ihn das dem langobardischen Sagenkreis angehörige Lied vom König Rother. Er erscheint auf den Heerfahnen von Königen und Fürsten, wie Heinrichs I. und Ottos I. und auf denen der Städte. Und manch deutschen Kaiser, den Heerzüge nach Italien führten, sah man zum Michaels-Hauptheiligtum auf dem Monte Gargano wallfahren. Der schwerste Büßer, der dort Erlösung suchte, war wohl Kaiser Otto III., jener unglückliche Träger der Kaiserkrone, der mit 16 Jahren schon Kaiser, mit 22 bereits ein Toter war. Auch Kaiser Heinrich II. und Lothar versäumten nicht, hier zu dem Erzengel zu beten.

Im germanischen Flandern und Brabant war Michael der Schutzheilige der dortigen Fechtergesellschaften. Die Feste, die man ihm zu Ehren feierte, verbanden immer mit der religiösen Seite auch die kriegerische. Die Geistlichkeit kam an diesem Tage selbst diesen „joueurs d'épée“ entgegen und lud sie zu feierlichem Gang in die Kirche ein. Der Führer trug das Schwert Michaels voraus, zweischneidig und lang, und, während in der Kirche das Evangelium verlesen wurde, hielt er das Michaelsschwert in die Höhe. Der Messe folgte dann das große Mahl und diesem die Fechterspiele, der Schwerttanz, alles genau in der Reihenfolge, in der in altgermanischer Zeit der Tag Zios gefeiert wurde. Das Schwert ist das Symbol des Heiligen, das Schwert Zios, Sahs nôts, des Schwertwalters. Im Laufe der Jahrhunderte verlor allerdings Michael etwas an Ansehen. Bei den früheren Ständen der Ritterzeit mußte er seine Rolle mehr dem Drachentöter St. Georg abtreten, der sich nun in den Standarten der Ritterheere vorwiegend zeigt. Aber dem Volke gehörte St. Michael auch weiterhin an. Da gab es immer noch Michaelsbürger, die, auf ihren Fahnen den Erzengel, durch die Lande zogen, freilich nicht immer ehrliche Leute, vielfach bettelndes und abenteuerndes Volk, auf das die Ratsherrn der Städte ein sehr wachsames Auge hatten. Noch die Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges hatten St. Michael nicht vergessen, und sie riefen ihn an, wenn es zum Streite ging:

„O unüberwindlicher Held, St. Michael,
Komm' uns zu Hilf', zieh' mit zu Feld,
Helf uns kämpfen, die Feinde dämpfen — St. Michael!“

Der Heilige war mit dem Volke verwachsen. Wotans alte Kultstätten wandelten sich in Michelsberge, Ortschaften nahmen seinen Namen an, Kirchen und Kapellen benannten sich nach ihm, und der Name Michael tritt als Vorname immer häufiger auf. So erscheint er ganz selbstverständlich auch in den Schwänken des Volkes. Da scheint man ihm aber doch nicht immer so ganz die siegreiche Durchschlagskraft und Beständigkeit in der Auffassung seines eigentlichen Amtes zugetraut zu haben. Da begegnet uns in einem Schwank ein altes Mütterchen, das am Tage des Heiligen vor dessen Altarbild immer eine große Kerze angezündet habe, dem zu seinen Füßen sich krümmenden Teufel aber auch eine, da man ja doch nicht wissen könne, ob der da unten nicht doch auch einmal obenauf kommen könne.

Der Tag des mächtigen Heiligen fällt auf den 29. September. Es ist die Zeit, in der auch das bäuerliche Arbeitsjahr zu Ende geht, das einst mit Festen und Feiern begangen wurde, während deren man bei brennenden Scheiterhaufen Odhins und Thors Minne trank, wie man später Michaels Minne trank, die Zeit, in der die Mächte der Finsternis sich immer mehr breit machten, gegen die der Erzengel kämpft. So singt ein altes Lied: „O unbesiegbarer, starker Held, Herzog Michael — führ du das deutsche Heer in Feld — du, unser Herzog in dem Streit — beschirmest treu die Christenheit — des Himmels Geister allzumal — vermehren deiner Kämpfer Zahl — o, steh' uns zur Seite — o, hilf uns im Streite, Herzog Michael!“

---

## Friedrich Just: / Der Vandale.

### I. Der Adler.

Die Morgenröte hat ihre rosigen Schwingen über den Himmel gebreitet.

Vor dem dunklen Walde hält ein Reiter. Auf starkknochigem Schimmel mit langer Mähne reckt sich eine sehnige hohe Gestalt mit schmalem straffen Gesicht auf. Die Beine stecken in langen Lederhosen, die Füße in Riemenschuhen, ohne Steigbügel hängen sie regungslos herab. Die Brust umspannt ein ärmelloses Pelzwams. Die Linke hält den runden Schild, die Rechte eine lange Stoßlanze. An der linken Seite hängt in hölzerner Scheide ein mächtiges Langschwert, an der rechten ragt der Griff des Kurzschwertes vor. Der lange Mantel, der auf der rechten Schulter an einer Spange gehalten wird, ist zurückgeschlagen.

Regungslos hält der Reiter, wie ein gemeißeltes Reiterstandbild.

Da geht die Sonne auf, wie ein feuriger Ball, der sich langsam in den Himmel hebt.

An Pferd und Reiter gleißt und blitzt es, der Bronzebeschlag des Zaumzeuges, der Sporn am linken Fuß des Reiters, der Goldgriff am Schwert und die Silberbeschläge an der Scheide, die goldenen Armringe und die eherne Lanzenspitze. Die weiße Binde um das Haupt glänzt, und die langen blonden Haare darunter leuchten wie Gold. Auf dem blauen Schilde mit dem fliegenden Pfeil darauf blitzend in der Mitte der spitze eiserne Buckel.

> **Volk.**
>
> Wat dor en König weer, wat dor keen weer —
> wat dor Krieg weer, wat dor Freeden wer —
> de Eer blivwt de Eer.
> De Buur blivwt de Buur.
> He geit un he seiht.
> Un de Eer ward Acker, de drägen deit.
>
> Wat dor Ruh is int Land, wat dor Oprohr is —
> wat dor Segen is oder Noot —
> Bloot blivwt Bloot.
> Dat lett sick nich stoppen, dat wannert wied
> vun de Or-Ollern rop un kickt in de Tied.
>
> Wat dat larmig is, wat dat still —
> Volk blivwt Volk, dat wassen will.
> Dat Volk is de Wohld: wenn de Storm ock weiht,
> wenn de Boom ock fallt: de Wohld de steit.
> De Wohld de steit, un von Boom to Boom
> wannert dorbinnen Wunner un Droom.
>
> De Eer blivwt de Eer.
> All wat wi warden könnt: dor wasst dat her.
> De Buur blivwt de Buur.
> Un he geit un he seiht.
> Un de Eer ward Acker, de drägen deit.
>
> Hermann Claudius
>
> aus dem Gedichtband „Daß dein Herz fest sei!“ veröffentlicht mit Erlaubnis des Verlages Albert Langen—Georg Müller, München.

Es ist still, nur eine Lerche steigt tirillierend auf. Da fängt der Schimmel zu wiehern an. Vom Walde her kommt ein Rauschen. Ein großer schwarzer Adler fliegt gegen die Sonne. Schier sieht's aus, als ob seine Schwingen in Gold getaucht sind. Reglos schwebt er eine Weile. Dann dreht er nach Mitternacht und läßt sich langsam auf eine alleinstehende uralte Eiche nieder.

Der Schimmel wiehert zum andern Male.

Der Reiter hat unverwandt den Flug des Adlers verfolgt. Nun stößt er die Lanze neben sich in die Erde und faßt den Stiel des Steinhammers, der an einer silbernen Schnur vom Hals auf die Brust herabhängt. Feierlich betet er:

Heil dir, Thor, an deinem Tage!
Deinen Willen hast du gewiesen.
Mir das Zeichen hast du gezeigt.
Deinem Heischen ziemt man Gehorsam.
Schwert soll werden am Pfluge zur Schar!
Feuer soll nähren im Herd die Flammen!
Schild soll schirmen Scholle und Scheuer!
Diese Erde nehme ich zu eigen,
Wahlstatt und Erbe für Weib und Kind.
Frei gelob ich zu wahren den Frieden.
Sonne, du segne die neue Saat!
Thor, du hege uns Haus und Hof!
Dein ist der Himmel, unser die Heimat.

Der Schimmel wiehert zum dritten Male. Von der Sonne her kommen zwei Reiter im scharfen Trabe herangeritten. Als sie dem Waldrande nahe sind, heben sie ihren Speer zum Gruß, springen ab und treten, gerade gereckt und ehrerbietig vor den Haltenden. Zwei Jünglinge sind's, rang und schlank, mit blondem Haarschopf und bloßem Hals und Brust. Sie reiten ohne Sattel und tragen nur das Kurzschwert und den langen Speer. Der eine von ihnen scheint dem Älteren wie aus dem Gesicht geschnitten.

Der andere beginnt: „Heil, mein Führer! Wir haben die Weichsel gefunden. Es ist ein breiter Strom, wie wir ihn bisher noch nicht angetroffen haben. Tief unten strömen die Wasser. Eine Furt haben wir nicht gefunden. Aber wir werden hinüberschwimmen. Am andern Ufer wohnt die Sonne. Führe uns! Heil dir, Fridubalth!“

„Thor schirme auch dich, Throsamund, und dich, mein Sohn Theudofrid! Ich bin mit euch zufrieden, ihr habt meinen Befehl gut ausgeführt. Reitet zurück und führt das ganze Heer bis an den Waldrand! Hier wird gerastet. Dann führt ihr den Zug in der Richtung auf die große Eiche zu. Dort werde ich euch erwarten.“ „Die Weichsel liegt aber gen Morgen“, wirft Throsamund ein, „und wir ziehen der Sonne zu.“

„Thor hat es so bestimmt. Führt meinen Befehl aus!“ Die Jünglinge springen auf die Pferde, heben zum Gruß den Speer und traben in den Wald. Knorrige Kiefern umfangen sie. Wacholderbüsche ducken sich darunter. Hier und da leuchten Birken auf. Die Reiter müssen langsam reiten. Es scheint ein alter Pfad zu sein, aber seit langer Zeit kaum begangen. Hier und da versperren niedergebrochene Stämme den Weg. Es ist still, nur der Eichelhäher schreckt ein paar Mal auf, und der Specht hackt an den Bäumen.

Die beiden Jünglinge hängen ihren Gedanken nach und reiten still hintereinander. Plötzlich hält Throsamund an und fragt seinen Freund: „Was mag deinen Vater veranlaßt haben, diesseits der Weichsel zu bleiben und nicht hinüberzugehen? Hat doch die Seherin geweissagt: „Der Sonne entgegen werden die Hasdinge das Höchste erringen.“ Nun sind wir schon einen Mond lang durch Wald und Heide auf den Höhen über dem Sumpfgebiet der Netze entlang gezogen, und kein Mensch ist uns zu Gesichte gekommen. Hinter der Weichsel werden die streitbaren Männer wohnen. Der Sonne entgegen wird das Kampffeld liegen. Dorthin müssen wir, daß wir das Höchste erringen. Vor Kampfesmut schwenkt er den Speer. „Was mein Vater sinnt und plant, ist mir verborgen. Er ist Führer und Priester, und nichts kommt über seinen Mund im Kreise seiner Tischgenossen, ehe er es im Thing oder im Rat der Sippenhäupter erwogen hat. Mich drängt's auch der Sonne entgegen. Will doch Throsaburgis, deine Schwester, nicht eher mein eigen werden, ehe ich ihr nicht den Armring eines besiegten Feindes als Morgengabe überreiche.“ „Deine Schwester Theudelindis ...“ Throsamund hält plötzlich inne, und beide horchen gespannt. Ein Käuzchen schreit. Vier Augen suchen den Wald ab. Da lacht es auf einem Baume vor ihnen, ein sehniger Bursche rutscht katzenartig am Stamm herab und macht den beiden eine lange Nase. „Die Spürer sollen auf der Hut sein und nicht von ihren Mädchen schwatzen, sonst werden sie von den Spähern bemerkt. Ich hätte auch leicht den Spieß durch die Brust können werfen lassen.“

„Friduger, was suchst du hier im weiten Walde? Du kannst dich noch verirren. Und das Prahlen vom Spieß? Wo hast du eine Waffe? Du darfst sie vor der Schwertleite gar nicht tragen.“

Wieder ein Käuzchenschrei. Hinter einem umgestürzten alten Baum springt ein junger Krieger mit lautem Kampfruf auf und wirft zwei kurze Speere blitzschnell hinter einander hart an Theudofrid und Throsamund vorbei, daß sie in die Bäume auf der anderen Seite des Pfades fahren.

„Das ist mein Waffenträger“, ruft Friduger. „Wenn wir Feinde wären, könnten eure Mädchen jetzt nach anderen Helden Ausschau halten.“

„Fridurik“, ruft Theudofrid streng: „Solch Scherz kann dir noch teuer zu stehen kommen! Wenn wir beide jetzt auf dich losgingen, hättest du deinen letzten Speer geworfen.“

„Ehe ihr dazu kämet, hätten meine beiden Speere euch längst durchbohrt. Ich habe sie so gezielt, daß es hart an euch vorbeiging. „Zankt euch nicht, ihr drei Brüder!“, wirft Throsamund lachend ein. „Beim nächsten Thing messen wir unsere Kräfte. Wie seid ihr hierher gekommen? Wer hat euch geschickt?“

„Mein Vater Throsager hat meine Brüder Fridurik als Späher vorgeschickt. Er ist schon ungeduldig, daß es nicht vorwärts geht. Da bin ich mitgelaufen.“

„Aber der Wächter läßt doch keinen durch.“

„Ich bin durch die Leinwand des Wagens geschlüpft und auf dem Boden entlang gekrochen, bis ich unter den Bäumen war. Keine Menschenseele ist in diesem Walde.“

Die Reiter setzen ihre Pferde in Trab, die Fußgänger fassen die Pferde bei der Mähne, und heißa juchhei geht das Jagen los. Die Pferde vermögen nicht die nebenher springenden Burschen zu ermüden. So müssen sie wieder in Schritt zurückfallen.

*

Sie sind auch schon am Lagerplatz angelangt. Rings ist die Wagenburg aufgefahren. Eine einzige Öffnung ist als Eingang gelassen. Ein Wächter in Waffen mit einem großen Stierhorn steht hinter dem Schlagbaum.

„Heil, Geilamir!“, riefen Throsamund, Theudofrid und Fridurik. Friduger ist spurlos verschwunden.

Geilamir hebt zum Gruß den Speer, räumt aber die Sperre nicht weg. „Erst die Losung!“

„Weichsel!“ ruft Theudofrid.

Nun erst hebt der Wächter den Schlagbaum zur Seite.

„Du braucht das Tor nicht zu schließen, wir brechen sofort auf!“

Im Lager wimmelt's lebhaft. Lager und Karren aller Art stehen aufgefahren mit der Deichsel nach innen. Die meisten haben wetterfeste Pläne über Bügel und Steifen gespannt. Wohn- und Lastwagen sind durcheinander gemischt. Auf dem umhegten Platze stehen in gewissen Abständen andere Planwagen, größere und schönere. Das sind die Gefährte der Sippenhäupter. Jede Sippe lagert zusammen.

Als sich die Ankömmlinge der ersten Wagengruppe nähern, springt ein Hund freudig bellend an Theudofrid empor. Der streichelt ihn: „Ja, Treu, wir beide stehen zusammen. Aber ich habe keine Zeit, wir müssen gleich los."

Auf das Hundegebell schaut ein Mädchenkopf aus dem Wagenplan. Ein schlankes großes Mädchen mit blauen Augen und hellblondem Haar, das im Knoten am Kopf befestigt ist, in einem langen ärmellosen Rock, springt, als sie die Jünglinge erkennt, mit flinkem Satz herunter. Ebenso behende ist Throsamund vom Pferde und drückt dem Mädchen die Hand. „Heil, Theudalindis! Ein Sonnentag hat begonnen. Wie schön ist der Frühling! Aber du schaust so ernst und nachdenklich aus, liebes Herz!"

„Heil, Throsamund! Ich habe einen schweren Traum in der Nacht gehabt. Ich war eine weiße Taube und wollte mich auf deine Schulter setzen und du hattest goldene Erbsen, die ich dir von der Hand picken sollte. Aber da kam ein Sturmwind, der trieb mich hoch zum Himmel, der Sonne zu und ich fand nicht mehr den Weg zur Erde und zu dir zurück. Als ich aufwachte, fand ich mich in Tränen. Der Traum muß Schweres bedeuten."

„Herzliebe, trauere nicht! Und wenn du auch zum Himmel getrieben wirst, ich hole dich mit dem Schwert herunter. Freue dich der Sonne und Liebe!"

Theudofrid drängt, und Throsamund muß weiter. Er schaut sich aber um. Da steht Theudalindis, lichtumflossen, schier wie mit einem goldenen Schleier und hebt die Hände ihm zu.

Sie kommen zum nächsten Wagenplatz. Ein großer breitschultriger Krieger steht davor mit blankem Bart, dräuenden umbuschten Augen und einen Helm mit einem Eberkopf darüber. Das ist Thrasager. „Wo seid ihr solange geblieben, ihr Säumigen? Auf zur Weichsel. Hinüber zum Streit! Mir rosten schon die Waffen in diesen Wäldern über den Sümpfen."

Während Throsamund dem Vater den Auftrag zum Aufbrechen überbringt, ist Theudofrid an den Planwagen herangegangen. Aber als er das Zelttuch auseinanderbiegt, schießt ihm ein Wasserschwall ins Gesicht. Prustend springt er zurück. Da wird ein lachender Blondkopf sichtbar, und ein goldberingter Arm schwingt den Wassertopf noch einmal. Aber diesmal weicht Theudofrid dem Spritzer aus. „Ist das dein Morgengruß, Throsaburgis? Das sollst du mir noch büßen."

Der Vater lacht. „Das Mädchen hat die Art der Thrapinge. Der darfst du nur nahen als Sieger im Männerkampf, ein Morgenreiter ist nicht nach ihrem Sinn. Aber fechtet euren Streit später aus! Jetzt wird aufgebrochen! Laßt die Hörner erklingen!" Die beiden eilen durch das Lager, um den anderen Sippen den Aufbruch anzukünden. Die sitzen meist um die Lagerfeuer und löffeln aus Holzschüsseln den Hirsebrei.

Kaum sind sie bei den letzten angelangt, da tönt auch schon das Aufbruchshorn. Nun gerät das ganze Lager in Bewegung. Von draußen werden die Pferde von der Weide hereingebracht und vor die Wagen gespannt. Die Zelte werden abgebrochen und auf die Leiterwagen verstaut. Das ist ein durcheinander von Mensch und Tier, Hundegebell und Gänsegeschnatter, Wiehern und Brüllen. Die Hasdinge haben die Spitze, darum müssen sie zuerst bereit sein. Die Thrasinger machen den Beschluß.

Theudofrid hat seinen Zug bald marschfähig. Voran zieht die „Gefolgschaft". Das sind die waffentragenden Männer der Sippe der Hasdinge und andere Jungmannen — darunter auch Throsamund —, die dem Führer zur Ertüchtigung anvertraut worden sind, oder sich selber im Trauen angelobt haben. Dahinter kommen die Knechte mit Äxten und Hacken, Grabschaufeln und Picken, Riemen und Stricken, um die Hindernisse des Weges, umgebrochene Bäume oder Strauchwerk wegzuräumen.

Dann kommen die einzelnen Gefährte, zweirädrige Karren mit groben Holzscheiben oder vierrädrige Wagen mit Speichenrädern, Wohnwagen und Futtergefährte mit darüber gespannten Plänen und offene Gerätewagen. Dahinter wird das Vieh der Sippe getrieben. Kühe und Schafe, Ziegen, Schweine und Gänse. Dann folgt die nächste Sippe. Es ist ein langer Zug, und nur langsam bewegt er sich vorwärts.

Mit einem Male hebt eine Stimme an zu singen und von Wagen zu Wagen, Treiber zu Treiber, bis zum Gänsehirten wird der Sang aufgenommen.

Reite, mein Roß, reit wie der Wind!
durch das Dunkel dichter Wälder,
hinter die Heide, über die Hügel!
Da ist Land, Anger und Acker.
Mit mir mein Mädchen, mein in Minne.
Vorwärts zur Sonne, reit gen Morgen!

*

**Unterdessen** ist Fridubalth, der Führer der Hasdinge, zur Weichsel geritten. Von Staunen ergriffen, hält er am hohen Rande. Ragend steht seine hohe Gestalt gegen die Morgensonne. Unten das breite Tal, im Bogen gewunden. Darin der breite mächtige Strom. Die Frühjahrsschmelzwasser der fernen Berge haben die ganze Niederung ausgefüllt. Nur hier und da ragen einzelne Baumkronen hervor. Auf dem jenseitigen Ufer steigen dunkle Wälder die Höhen hinauf.

Fridubalth schwingt Schwert und Schildarm mit Speer und Schild. Hinüber, hinüber! Unwillkürlich hat sich der Schimmel in Gang gesetzt, um einen Pfad hinab zu suchen. Aber da geht's wie ein Ruck durch den Reiter, die Linke faßt den Zügel, und das Pferd wird gewendet.

Thor, deinem Traum bleibe ich treu.
Auf dem Acker such ich den Kampf.
Säen und ernten ist meine Ehre.
Schwert und Schild schützen die Scholle.

Ohne noch einen Blick weichselwärts zu werfen, reitet der Führer den Weg zurück und weiter zu der Eiche, auf der der Adler sich niedergelassen. Als er herankommt, fliegt eine Schar Krähen aus dem Gezweige auf und streicht schräg gen Abend und Mitternacht. Fridubalth reitet den Krähen nach. Es ist eine weite Lichtung, eben mit mäßigen Mulden, hier und da Sumpf und Wasser. Die Erhöhungen an der ersten Sumpf- und Seenstelle musterte der Führer eingehend. Dort können links und rechts Sippen siedeln. Der Boden muß fruchtbar sein; denn die Eichen mehren sich. Ein Sumpfstrich will den Weiterritt hindern, aber das Pferd kommt hinüber. Zur Rechten, die breitere Erhöhung, wird sich als Siedlung für eine dritte Sippe eignen.

Nun kommt er an einen Busch von Eichen und Buchen auf einer mäßigen Anhöhe. Dahinter ein Stück Sumpf. Auf dem Felde davor steigt tirillierend eine Lerche auf. „Das soll die Heimat meiner Sippe werden!" Fridubalth faßte dabei den Hammer an seiner Brust an.

Er reitet rings herum und sucht die Stätten für die Wagenburg und die spätere Siedlung aus. Vor seinem inneren Auge steht die Zukunft wie die Sonne, die zur Mittagshöhe hinaufsteigt. Dann reitet er noch weiter, um Ausschau zu halten für die Sitze der übrigen Sippen. Bis zum dichten Waldsaume ist auf der Lichtung noch Raum genug für den Pflug.

Hier soll das Geschlecht der Hasdinger Wurzel schlagen. Hier sollen goldene Kornfelder wogen. Hier soll von vielen Herden der Rauch gen Himmel steigen.

Versonnen reitet er den Weg zurück.

An der alten Eiche im Felde trifft er die Spitze des Wanderzuges. Heilrufe begrüßen ihn. Theudofrid und Throsamund erhalten Weisungen über Weg und Lager. Und dann reitet der Führer am Zuge entlang. Sein Schimmelhengst wiehert. Zwei andere Schimmel antworten. Die gehen vor einem prächtigen vierräderigen Wagen. Die Bretterwände des Kastens auf dem Wagengestell sind mit Bronzezierat beschlagen. An den Seitenwänden sind je zwei Menschenköpfe angebracht, deren Augen mit kostbaren Steinen funkeln. In der Mitte des Wagenkastens ragt ein hoher Stuhl auf. Der ist aber leer, niemand sitzt auf dem Wagen. Es ist der Sitz des Führers.

Auf dem nächsten Wagen sitzt Theudogundis, die Ehefrau des Führers mit der Spindel in der Hand. Die Stunden der langsamen langen Fahrt sollen nicht ungenützt verstreichen. Ein Freudenschein rötet ihre Wangen, als sie ihren Eheherrn sieht. Doch bleibt nur die Zeit zum herzlichen Gruß. Der Führer muß weiter.

Hinter den Hasdingern wandert die verschwägerte Sippe der Theudinger. Dann kommen die Gunthinger und Hundinger, Hohringer und Hildinger.

In einem gewissen Abstande folgt ein verhangener Wagen. Zwei schneeweiße Schimmel ziehen ihn, geführt von zwei weißhaarigen Frauen in langen weißen Gewändern und bloßen Füßen. Das ist das Heiligtum der Hasdinger. Dahinter ziehen zwei gleiche Schimmel einen Planwagen, der ebenfalls von einer weißgewandeten Greisin gelenkt wird.

In gemessenem Abstande folgen dahinter die Handwerker, der Schmied und Zimmermann, Wagner und Gießer. Dahinter wandern die Sippen der Wisinger und Witinger, Geilinger und Gilinger, Anhinger und Walinger. den Beschluß machen die Fridinger und Throsingen.

Überall ist der Führer mit frohen Heilrufen begrüßt worden. Bei den Throsingen aber ist's still. Throsager reitet scharf auf Fridubalth zu und fragt: „Warum sind wir von der Richtung der Sonne entgegen abgebogen?"

Weil wir inmitten der fruchtbaren Lichtung ein Lager aufschlagen wollen!"

„Aber unser Ziel liegt doch gen Morgen. Warum überschreiten wir nicht die Weichsel?"

„Weil wir hier siedeln wollen."

„Siedeln? Dann kehre ich sofort um und gehe noch heute über die Weichsel. Mein Gewaffen ist nicht der Pflug sondern das Schwert. Stirb du hier den Strohtod. ich will nach Walhall!"

Bei diesem Wort will er das Pferd wenden.

Fridubalth aber hebt die Hand und sagt: „Ich rufe noch heute das Thing zusammen. Da es sich um Sein und Zukunft des ganzen Stammes handelt, will ich nicht allein die Entscheidung treffen. Da magst du deine Meinung vertreten. Wenn du nicht zugegen bist und deine Stimme erhebst, darfst du nicht den Spruch des Things schelten. Das Thing wird entscheiden."

Grüßend wendet der Führer seinen Schimmel und reitet schnell an den Wagenreihen zurück.

Mit finster zusammengezogenen Brauen und in den Speer gekrallter Faust folgt Throsager dem Zuge.

---

**Der törichtste von allen Irrtümern ist, wenn junge Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von anderen schon anerkannt worden ist. Goethe.**

---

# Der gehörnte Siegfried unter den Tieren.

**Von William Beebe.**

William Beebe, in Deutschland bekannt geworden besonders durch sein Buch „923 Meter unter dem Meeresspiegel", läßt soeben einen neuen Band unter dem Titel „Auf Entdeckungsfahrt mit Beebe" erscheinen. Das Buch wendet sich vornehmlich an die deutsche Jugend. Der weltberühmte Verfasser spricht seine Genugtuung aus, ihr ein Führer sein zu dürfen, und wünscht ihr zum Schluß seiner einführenden Worte „in dem wiedererstarkten Vaterland eine gesicherte Zukunft des Aufstiegs und des Friedens". In zehn wundervollen Kapiteln, eins fesselnder als das andere, erzählt William Beebe besonders merkwürdige und spannende Szenen aus seinem Forscherleben und interessante Einzelheiten von seiner Arbeit. Wir entnehmen dem Buch mit Genehmigung des Verlags Brockhaus, Leipzig, einen Abschnitt.

Tief unter dem Erdboden von Borneos Dschungeln verborgen leben Tausende großer kriechtierartiger Geschöpfe, einige ein Meter achtzig lang, von der Nase bis zur Schwanzspitze mit einem vollständigen Schuppenpanzer bedeckt; Eidechsen dem Aussehen nach, doch in Wirklichkeit Säugetiere — Waisen der Verwandschaft nach. Den ersten Pangolin, den ich je zu Gesicht bekam, gruben meine Dajak und ich aus einer Höhle in der Nähe des Lagers aus. Der Name klingt mehr nach einem Musikinstrument als einem Tier; aber in Wirklichkeit ist er von angelsächsischen Zungen aus dem Eingeborenenwort „Takdschilling" verdreht worden. Unter seinem Schuppenpanzer verbirgt der Pangolin oder das Schuppentier einen Körperbau, der dem Forscher ebenso viele Rätsel aufgibt wie seine allgemeine Erscheinung dem Laien. Zusammen mit anderen zahnlosen oder nahezu zahnlosen Ameisenfressern hat man den Pangolin gewöhnlich zu den Gürteltieren und pelztragenden Ameisenfressern gestellt. Aber sein Körperbau ist so ausgesprochen schuppentierartig, seine Ähnlichkeit mit anderen lebenden Tieren so gering und das Fehlen vorweltlicher Verwandter so vollständig, daß man schließlich eine besondere Ordnung gebildet hat, die der Pholitoda oder Schuppentiere.

In den Tagen glutenden Sonnenscheins oder tropischer Regengüsse zeigt sich kein einziges von den Heeren der Schuppentiere; aber in der Abenddämmerung regt sich der runde, plattenbedeckte Ball in seiner unterirdischen Kammer, rollt sich auseinander, reckt sich, und die Erde speit ein Schuppentier nach dem andern aus. Sie kommen schüchtern hervor, zögern lange am Eingang der Höhle, ehe sie sich getrauen loszuwatscheln, um Nahrung zu suchen. Die Ähnlichkeit mit den Eidechsen ist, wie ich bereits erwähnte, nur oberflächlich. Auch der Helm des Tiefseetauchers erinnert an den Helm des mittelalterlichen Ritters; der eine soll indessen als Schutz gegen eine nachgebende Flüssigkeit dienen, der andere Schläge mit Metallgegenständen abwehren. Beim noch ungeborenen Pangolin sind die Schuppen wenig mehr als eine Masse filziger Haare, die sich nach der Geburt verhärten.

Die nächtliche Welt, die der Pangolin betritt, ist eine Welt des Kampfes und der Furcht; Nahrung ist reichlich vorhanden, Früchte, Beeren, Mäuse, schlafende Vögel, auch sind Scharen größerer Tiere zum Übertölpeln und Verspeisen da. Aber der Schuppenträger begehrt sie alle nicht. Er ist mehr als zufrieden, wenn er ungestört seine Straße ziehen, einen völkerreichen Ameisenhaufen finden und in seine Höhle zurückkehren kann. Sein Panzer dient nur Verteidigung, seine Muskeln teilen keine angriffsfreudigen Schläge aus, seine mächtigen Krallen sind nur sein Handwerksgerät: die Hacken eines Bergmanns und Schatzgräbers.

Der letzte Wurf meiner Schaufel rollte einen Pangolin auf den Waldboden heraus, wo er so regungslos lag wie ein gletscherzerriebener Felsblock auf einem Acker in Norddeutschland oder wie ein riesiger mißgestalteter Tannenzapfen. Es war überhaupt keine verwundbare Stelle zu erkennen. Ein gerundeter Rücken ging allmählich in einen spitzzulaufenden Schwanz über, während ein Teil seines einen Hinterbeines jede dazwischenliegende Lücke ausfüllte. Die Schwanzmuskeln waren so hart wie Stahl. Selbst mit dem Spaten und einem Dajakschwert als Hebel konnte kaum ein Zentimeter des vollkommenen Kreises gestört werden. Aus dem Maule eines Panthers wäre die Schuppenkugel unverletzt herausgerollt.

Fünf Minuten in Ruhe gelassen, war das einzige Lebenszeichen das Lüften einiger blattartiger Schuppen an der Hüfte. Man konnte beinahe glauben, daß Augen darunter lagen; bei einem so seltsamen Geschöpf war ja jede wunderliche Verteilung des Gesichtssinns glaubhaft. Das Aufrichten der Schuppen erwies sich als eine Art Kniff, eine Falle für einen lauernden Feind. Jeder Versuch, eine der so verlockend gelüfteten Schuppen zu packen, kam diesem teuer zu stehen; wie die Zangen einer Stahlfalle schnappten sie mit solcher Kraft herunter, daß sie den Finger grausam quetschten oder sogar ein Stück Fleisch abzwackten. Mit meiner Begeisterung für wissenschaftliche Forschung in dieser Hinsicht war es nach einem Versuch rasch aus, und zugleich bildeten die Dajak einen neuen Beweis für die Richtigkeit von Bergsons Lehre vom Humor und Lachen als Ausfluß mangelnden Mitgefühls.

Wenn die zum zweitenmal gestellte Falle in den folgenden paar Minuten nicht zuschnappte, war das nächste Zeichen der Auswicklung des Pangolins das allmähliche Vorstrecken seines Kopfes; die Vorderpfoten hielt er dabei noch immer dicht unterhalb der Augen vors Gesicht, wie ein beim Blindekuhspiel mogelnder Junge. Die kleinen trüben Augen blickten umher, dann trat die lange bewegliche Schnauze mit dem viel mehr entwickelnden Geruchssinn in Tätigkeit, sowie die Ohren mit dem Gehör, dem allerwertvollsten Sinn des Tieres. Wenn die Luft rein war, klappte der Schwanz herum, die kurzen Beine stellten sich auf, und der Pangolin watschelte los. Bei einem so tadellosen Schutz ist eine Frucht unnötig; seine schnellste Gangart entspricht daher dem langsamen Gehen eines Menschen. Seine gewöhnliche Haltung auf dem Marsch sieht ganz anders aus als die, welche sich der Durchschnittsausstopfer der Museen gewöhnlich vorstellt und nachbildet. Sein Schwanz schleppt nach, der Kopf ist nach unten geneigt und der Rücken steil gewölbt, so daß das Tier an den alten Stegosaurus aus der Jurazeit erinnert. Eine rasche Flucht ist ihm in der Tat so unmöglich wie einem Ritter in voller mittelalterlicher Rüstung.

Der Pangolin ist für Ameisen geschaffen, und zwar für Ameisen allein; ohne sie würde er sofort verhungern; ist aber ein reichlicher Vorrat dieser Tierchen vorhanden, dann kann man sich nur schwer vorstellen, daß er stirbt, es sei denn an Altersschwäche oder weil er sich überfressen hat. Die Schnauze ist klein, da nur Ameisen hineingehen, die Zunge ist sehr lang, schlangenartig in ihrer Beweglichkeit und mit klebrigem Speichel bedeckt. Warum sie nicht ebenso viel Erde wie Ameisen anleimt, ist schwer zu erklären. Wollte er versuchen, von den Ameisen zu leben, die er auf dem Waldboden herumwandernd antrifft, so wäre das genau so, als erntete man Weizen Korn für Korn; der Pangolin muß daher zur Atzung an die Quelle selber gehen. Darin besteht fast die Hauptarbeit seines Lebens. und er ist dazu vortrefflich ausgerüstet. 20 sehr starke Krallen, durch Muskeln von gewaltiger Kraft bewegt, genügen, die fast betonharten Ameisenhaufen aufzureißen. Er kann seine Krallen weder zurückziehen wie eine Katze, noch kann er sie über dem Boden erhoben tragen wie der Hornwehrvogel; daher faltet er sie zurück, klappt sie wie ein Matrosenmesser unter die Sohlen seiner Füße um und geht nun auf ihnen; so bleiben die Kanten und Spitzen scharf.

Sein Heim ist eine Kammer am Ende eines unterirdischen Tunnels. Gelegentlich lebt ein Pangolin erdentrückt wie im Paradiese, indem er sich in einen großen Ameisenhaufen einwühlt und dort nun seine Tage verschläft und seine Nächte mit Fressen verbringt, bis ihn der Tod von der ewigen Eintönigkeit seines Lebens erlöst. Doch tun wir ihm vielleicht mit solchen Gedanken unrecht; denn wie für alle Lebewesen sind ja auch für ihn Sicherheit und Ernährung nur Mittel zum Zweck, und um sein Geschlecht fortzupflanzen, muß er eine Gespielin finden.

Ameisen, die stachelbewehrten wie die harmlosen, bilden seine ganze Nahrung, obwohl wir diese allgemeine Bezeichnung auch auf die Netzflüglertermiten oder weißen Ameisen ausdehnen müssen. Ich habe 500 Feuerameisen im Magen eines Pangolins gezählt; ihre Bisse und Stiche waren machtlos gegen die klebrige, unbarmherzige Zunge, die immer wieder zwischen ihnen herumleckte und jedesmal Dutzende fortriß. Da der Pangolin keine Zähne besitzt, schluckt er kleine Kiesel herunter, die — ähnlich wie beim Magen des Huhns — die harten Leiber der Ameisen zermalmen helfen.